

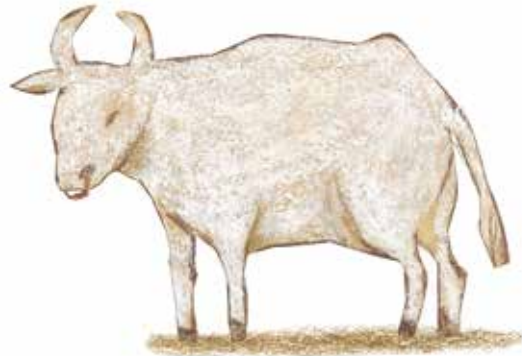


FRANZ FÜHMANN

Das Wintermärchen

EIN MÄRCHEN NACH SHAKESPEARE

mit Illustrationen
von Jacky Gleich




HINSTORFF

Es waren einmal zwei Könige, die liebten einander wie Brüder, obwohl ihre Reiche weit voneinander entfernt lagen. Der eine, König Leontes, war Herrscher im Südland, in dem nie Schnee fiel und wo an den Bäumen längs der Wege Zitronen, Apfelsinen und Bananen hingen, von denen jeder nach Herzenslust pflücken konnte. Sein Freund, König Polyx, war Herrscher im Nordland, wo Bären und Wölfe durch Schneestürme brüllten und die Fluren nur drei Monate im Jahr grüntem. Als Knaben waren sie zusammen aufgewachsen, Zwillingslämmern gleich, die blökend im Sonnenschein miteinander spielen, und sie hatten gelobt, dass der eine des andern Freund sei für alle Zeit. Dieses Gelöb- nis hatten sie zwanzig Jahre lang treu gehalten, und sooft es nur ihre Geschäfte erlaubten, hatten sie einander besucht und sich einer Freundschaft erfreut, die unzerstörbar schien.

An einem schönen Maientag aber wurden die beiden Kö- nige dennoch entzweit, und das kam so. König Polyx war so lang wie nie zuvor, nämlich neun Monate schon, bei Kö- nig Leontes zu Gast gewesen und wollte, von Sorgen um

sein Land geplagt, endlich Abschied nehmen. Vergebens bat König Leontes seinen Freund, noch wenigstens eine Wo- che zu bleiben, und als all sein Bitten nicht half, forderte er seine Frau, die wunderschöne Königin Hermione, auf, den Freund zum Bleiben zu überreden. Das tat sie auch, und sie bat den Gast mit so lieblicher Stimme und mit so bewegenden Worten, dass er sich schließlich bereit erklärte, noch ei- ne Woche lang bei ihnen zu verweilen.

Nun hätte sich König Leontes eigentlich freuen müssen, doch anstatt sich zu freuen, dachte er: Meiner Frau ist et- was gelungen, was mir nicht gelang! Und da er dies dach- te, ärgerte er sich, denn er war ein eingebildeter und eitler Mann, und da er sich ärgerte, sah er scheel auf die wunder- schöne Königin Hermione, und da er sie so scheel ansah, zog ein finstrer Schatten in sein Herz. So wie urplötzlich ein Fie- ber einen gesunden Menschen überfallen und seinen Leib beben und sein Hirn tanzen machen kann; so wie am kla- ren blauen Himmel sich plötzlich aus nichts und nichts Ge- witter schwarz zusammenbrauen können, so überfiel mit ei-



nem Mal ein schändlicher Wahn des Königs Herz. Er glaubte, dass König Polyx und die wunderschöne Königin Hermione sich heimlich verabredet hätten, ihn, König Leontes, zu ermorden, einander zu heiraten und gemeinsam sein Südreich in Besitz zu nehmen.

Dieser Wahn war vollkommen töricht. Es wäre Polyx und Hermione nicht einmal im Traum in den Sinn gekommen, derart Schändliches zu denken. Aber König Leontes hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, die beiden seien ein untreues und mordlustiges Paar, und weil König Leontes keinen Widerspruch vertrug, widersprach er nicht einmal seinem eigenen Verdacht. Er sah scharf auf die zwei und erblickte plötzlich in allem, was sie taten, nichts als Mordgier und Verrat. Wenn sie zusammenstanden und miteinander sprachen, glaubte Leontes, sie sprächen von Gift und Dolch; wenn Hermione ihrem Gast die Hand reichte, dachte Leontes, sie beschlössen mit ihrem Händedruck das geheime Bündnis, und wenn die beiden dann gar lachten, meinte er, sie freuten sich schon über das Gelingen ihrer Tat. Ja

selbst wenn sie überhaupt nicht zusammen waren, nährte das des Leontes Wahn: Er dachte dann, sie hätten sich nur getrennt, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen.

Kurzum, die Südkönigin und ihr Gast, der Nordkönig, konnten tun, was sie wollten, sie stachelten damit nur des Leontes Irrwahn, der am Morgen aus dem Nichts begonnen hatte und am Abend schon so riesig und finster war, dass der König gedachte, seinen Freund zu ermorden und sein Weib in den Kerker zu werfen.

König Leontes hatte einen Rat, der Camillo hieß. Den ließ er zu sich rufen und fragte ihn: »Sag mir, Camillo, wird mein Freund, der Nordkönig Polyx, noch bei uns bleiben?«

»Aber gewiss«, sagte Camillo.

»Und warum?«, fragte Leontes.

»Aber das wisst Ihr doch so gut wie ich«, sagte Camillo, »der Nordkönig bleibt noch eine Woche bei uns, weil die wunderschöne Königin Hermione ihn darum gebeten hat.«

»Soso, die Königin hat ihn drum gebeten«, sagte Leontes, »gibt dir das nicht zu denken, Camillo?«

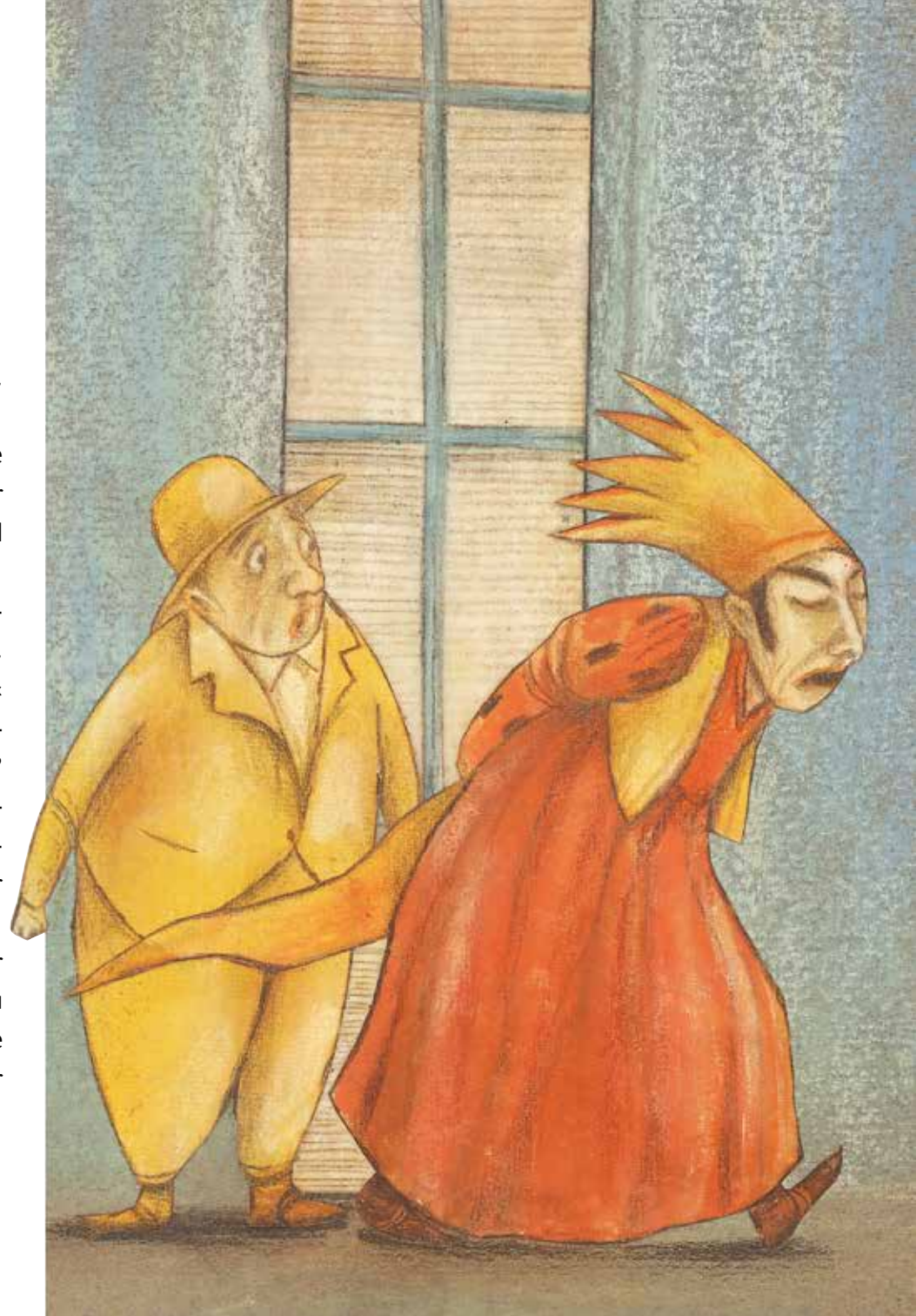
»Ich versteh Euch nicht, Herr«, sagte Camillo erstaunt, »was soll mir das zu denken geben?«

»Das will ich dir sagen«, rief Leontes, »ich denke, dass die Königin eine gemeine Verräterin ist und dass sie und der Nordkönig mich umbringen wollen, um mein Reich und meinen Thron zu erben!«

Camillo erschrak. »Wie könnt Ihr solche furchtbaren Worte auch nur aussprechen, Herr König«, sagte er entsetzt, »Worte, für die Ihr nicht den Schatten eines Beweises habt!«

»So, keine Beweise?«, fuhr Leontes auf, der keinen Widerspruch vertrug. »Keine Beweise, sagst du, keine Beweise? Beweise genug und übergenuß! Man muss nur seine Augen brauchen! Sie tuscheln, sie wispern, sie flüstern miteinander, sie drücken einander die Hände und lächeln einander verstohlen an – sind das nicht Beweise in Hülle und Fülle?«

Camillo schüttelte den Kopf. »Es ist doch die Pflicht der Königin, ihren hohen Gast zu unterhalten und mit ihm zu sprechen und ihm die Hand zum Kuss zu reichen«, sagte er. »Ihr müsstet sie schelten, wenn sie das nicht täte, Herr



König, und dürft ihr doch nicht als Schuld aufrechnen, was nur ihre Pflicht ist.«

Doch Camillo konnte sprechen, wie immer er wollte, er steigerte nur den Wahn seines Herrn, denn nicht Nessel noch Dorn noch giftige Wespen zwacken so sehr wie ein falscher Verdacht.

»Widerspruch mir nicht, Camillo!«, rief König Leontes. »Ich müsste ja wahnsinnig sein, wenn ich solche Gedanken über meine Frau und meinen Freund hegte, ohne die triftigsten Gründe dafür zu haben. Ich müsste ja wahnsinnig sein, wenn ich mein Gemüt so quälte, ohne den klarsten Schuldbeweis! Glaubst du von deinem König, dass er wahnsinnig ist?«

Camillo schwieg. Er wusste, dass der König ihn umgebracht hätte, wenn er ja gesagt hätte.

»Du schweigst, also habe ich recht, und du musst tun, was ich dir befehle«, sagte Leontes. »Du wirst heut Abend dem Nordkönig ein starkes Gift in den Wein schütten. Du bist sein Mundschenk und kannst es unbemerkt tun. Hast du verstanden?«

»Ich höre und gehorche«, sagte Camillo.

Leontes schlug ihm auf die Schulter. »Ich weiß doch, dass ich mich auf dich verlassen kann. Du bist und bleibst der beste meiner Räte«, so sagte er.

Ja, Camillo war ein guter Rat; er liebte seinen Herrn, den König Leontes, von ganzem Herzen, obwohl das manchmal gar nicht leicht war, und eben weil er seinen König so liebte, beschloss er, nicht nach dessen Befehl zu handeln. Er sagte sich: Wenn ich jetzt dem Befehl des Königs folge, werde ich von ihm geehrt und beschenkt und vielleicht gar zum Fürsten ernannt, doch mein König und ich wären dann Mörder geworden. Wenn ich weiterhin widerspreche oder den Befehl nicht ausführe, lässt mich der König köpfen. Wenn ich schweigend den Hof verlasse, wird sicherlich ein anderer den Mordbefehl ausführen, denn all die andern Räte sind feige und reden dem König nur nach dem Mund. Was muss ich also tun, um meinem Herrn auch jetzt noch richtig zu dienen, auf dass er nicht zum Mörder werde? Ich muss König



Polyx warnen und heute Nacht noch mit ihm fliehn!

Gedacht, getan! Camillo enthüllte dem Nordkönig den Wahn und Anschlag des Leontes, und heimlich zur Nacht bestiegen die beiden ein Schiff und segelten nach dem Nordreich.

Als König Leontes von der Flucht seines Rates Camillo und des Nordkönigs erfuhr, schäumte er vor Wut. Er rief alle seine andern Räte zusammen und eilte mit ihnen ins Gemach der Königin.

Die wunderschöne Königin Hermione saß gerade mit ihrem Söhnlein, dem Prinzen Mamillius, vor dem Balkon. Sie hatte dem kleinen Prinzen Sommermärchen vorgelesen, sonnige, fröhliche Sommermärchen von Fröschlein und Feen und Schmetterlingen, und nun sollte der Prinz seiner Mutter zur Abwechslung ein winterlich-trauriges Märchen von Hexen und Gespenstern erzählen, und da das Prinzelein sich schämte, laut zu sprechen, flüsterte er's seiner Mutter ins Ohr. »Es war einmal ein Mann, der wohnte nah an einem Friedhof« – so begann er zu erzählen, und er hatte kaum

diesen Satz beendet, da stürmte König Leontes wie ein wilder Büffel ins Gemach, und hinter ihm trippten und trappeten seine Räte.

»Schon wieder Gewisper, schon wieder Getuschel, schon wieder Verrat!«, schrie Leontes, als er des Prinzen Mund am Ohr Hermiones erblickte.

Hermione sah verwundert ihren Mann an, der mit funkelnden Augen unter einer aufgeblähten Stirnader vor ihr stand. »Was soll das heißen, mein Gemahl?«, so fragte sie. »Soll das etwa ein Scherz sein?«

»Du bist eine gemeine Verräterin!«, schrie Leontes. »Du hast dich mit dem König Polyx zusammengetan, um mich zu ermorden und meines Reiches zu berauben, und der saubere Herr Camillo war der Dritte in eurem Bunde!«

Allen Räten erstarrte das Blut in den Adern, als sie diese ungeheuerlichen Anwürfe hörten. Hermione aber erhob sich und sagte voll Würde: »Ihr tut mir mit Euren Worten unrecht, und Ihr tut mir sehr weh, mein Gemahl! Nie habe ich solche Schändlichkeiten im Sinn gehabt.«

»Wag mir nicht zu widersprechen, du ruchloses Weib!«, schrie Leontes. »Warum ist denn König Polyx bei Nacht und Nebel geflohn und der Schurke Camillo mit ihm? Weil er ein rabenschwarzes Gewissen hatte und euren Mordplan aufgedeckt sah! Vorwärts, Wache, werft sie ins Gefängnis!«

Die Königin erkannte, dass Leontes von seinem Wahn nicht abzubringen war. »Ich bin schuldlos«, sagte sie ruhig, »und es wird die Zeit kommen, die meine Unschuld beweisen wird. Wollt Ihr mich aber wirklich in den Kerker werfen, so gebt mir wenigstens meine Kammerfrau Paulina mit. Ihr wisst, dass ich ein Kind unterm Herzen trage, dem ich bald das Leben schenken will. Ihr könnt das unschuldige Wesen doch nicht ohne Pflege lassen!«

»Dieses Kind will ich gar nicht mehr sehn!«, rief Leontes. »Aber nehmt meinethalben Eure Kammerfrau mit! Niemand soll sagen, dass ich rechthaberisch oder grausam sei!«

Hermione küsste das Prinzlein, dem die Tränen über die Wangen liefen. »Leb wohl, mein Prinz, lebt wohl, mein Gemahl«, sagte die edle Königin. »Ich wünsche Euch beiden,

dass ihr nie so betrübt sein müsst, wie ich es jetzt bin.« Dann folgte sie der Wache in den Kerker, und die Kammerfrau Paulina begleitete sie.

Als der Prinz Mamillius aber sah, dass seine Mutter wie eine gemeine Verbrecherin abgeführt wurde, befahl ihm auf der Stelle ein hitziges Fieber, so dass er eilends zu Bett gebracht werden musste.

Kaum hatte der Prinz den Raum verlassen, da begannen die Räte des Königs zu hüsteln und sich zu räuspern, und jeder erwartete vom andern, dass der als Erster spreche. Die Räte waren nämlich klug genug, zu erkennen, dass König Leontes in heillos blindem Rasen gesprochen hatte, doch keiner von ihnen war mutig genug, ihm das zu sagen. Schließlich, nachdem sie eine Weile verlegen herumgedrückt hatten und die Stille unerträglich geworden war, begann ein Rat, der Antigonus hieß und Paulinas Mann war, schüchtern also zu reden: »Herr König, ich bitte Euch untertänigst, wolle die Königin zurückholen lassen, dass sie sich gegen Eure Beschuldigungen ordentlich verteidigen kann.«



Als die andern das hörten, wurden sie ein ganz klein wenig mutiger und begannen ebenfalls, vorsichtig für die Königin zu sprechen, doch als König Leontes sie drohend ansah, wurden ihre Stimmen leiser und leiser, und als der König voll Zorn mit der Hand durch die Luft schlug, verstummten sie ganz.

»Ich brauche euren Rat nicht!«, schrie Leontes. »Ich bin ein König und kann tun und lassen, was ich will, und wenn ich der Königin jetzt auf der Stelle den Kopf abschläge, dürft ihr allesamt keinen Muckser tun! Doch die Welt soll mich nicht ungerecht nennen. Da ich kein Tyrann bin und ein mildes Herz habe, werde ich die Königin vor ein Gericht stellen, wo sie sich ordentlich verteidigen kann. Ja, ich will noch mehr tun: Ich will sofort meine Boten zum Wahrsagegott Apollo nach Delphi senden und ihn in dieser Sache um Rat fragen. Bis dahin aber verbiete ich, dass jemand auch nur ein Wort für das treulose Weib verliert! Hört und gehorchet!«

»Wir hören und gehorchen«, murmelten die Räte und standen demütig mit gesenkten Köpfen um ihren König he-

rum, wie eine Schafherde, die ein Gewitter über sich spürt. Von all diesen Männern war keiner Manns genug, dem König die Wahrheit ins Gesicht zu sagen und die Unschuld der Königin zu bezeugen. Jeder dachte bei sich: Mir zerreißt es das Herz, aber was kann ich tun? Wenn ich ein Wort für die Königin spreche, verliere ich meine Stelle oder werde vielleicht gar ins Gefängnis geworfen. Also will ich lieber schweigen. Der König wird schon wissen, was er tut! Vielleicht hat er sogar recht. Sicher wird er recht haben! So suchten sie ihr schlechtes Gewissen zu beschwichtigen.

Nun, wenn die Männer keine Männer mehr sind, so muss eben eine Frau den nötigen Mut aufbringen, und diese Frau war Paulina, die Kammerfrau der Königin. Sie war mit ihrer Herrin in den finstren Kerker gegangen und Zeugin gewesen, wie Hermione auf einem Lager aus blankem Stroh einem Mägdlein das Leben gegeben hatte. Mit diesem Kindlein auf dem Arm trat sie nun vor den Thron, auf dem König Leontes wie ein kollernder Truthahn saß.

»Was willst du?«, fuhr er Paulina an.





»Ich komme von Eurer guten Königin«, sagte Paulina.

»Werft sie hinaus!«, rief König Leontes. »Ich kenne keine gute Königin!«

Paulina musterte mit kühnem Blick die feigen Männer, unter denen sich auch ihr Gemahl Antigonus befand. Keiner wagte, ihr ins Auge zu sehen, und keiner wagte, sie anzurühren.

»Hast du nicht gehört, Antigonus«, sagte König Leontes drohend, »befiehl deinem aufsässigen Weib, sofort aus dem Thronsaal zu gehen!«

»Herr, sie hört ja nicht auf mich!«, lispelte Antigonus mit kläglichem Stimme. Das war eine komische Antwort, doch keiner wagte auch nur den Mund zu verziehen, denn Paulina legte, anstatt dem König zu gehorchen, gar das Kindlein auf die Stufen des Throns.

»Ich bringe Euch Euer Kind, König Leontes«, sprach Paulina, »die gute Königin hat es im Kerker zur Welt gebracht, doch es soll nicht im Kerker aufwachsen.«

»Ich will das Kind nicht sehn!«, brüllte Leontes und winkte Antigonus mit dem Finger. Antigonus trat neben Paulina.

»Gib diesen Wechselbalg da deinem Weib zurück und wirf sie auf der Stelle hinaus, sonst nenne ich dich einen Verräter und lasse dir den Kopf abschlagen!«, schnaubte der König.

Antigonus wusste nicht, was er tun sollte, und wand sich

wie ein Regenwurm am Angelhaken.

»Ich bin wirklich kein Verräter, Herr!«, stammelte er schließlich.

Paulina schämte sich ihres feigen Mannes. »Ich will Euch etwas sagen, Herr König«, sprach sie, »da keiner dieser Waschmänner Euch etwas zu sagen wagt. So wisset denn: Der einzige Verräter, den es hier im Saal gibt, das seid Ihr!«

Bei diesen Worten fror all den feigen Männern der Atem ein. Sogar dem König Leontes verschlug es die Sprache. Solche kühnen Worte hatte er noch nie gehört. Paulina aber stand stolz vor dem Thron und führte ihre Rede zu Ende.

»Ja, ein Verräter seid Ihr, ein vierfacher Verräter«, so sprach sie. »Ihr habt Eure Ehre verraten, Ihr habt die gute Königin Hermione verraten, Ihr habt Euren besten Freund verraten, und nun verratet Ihr Euer eigenes Kind! Ihr seid ein wilder Tyrann, der vor Eifersucht toll ist und vor Einbildung bald platzen wird, das ist die Wahrheit, und wenn Euch das keiner der Männer zu sagen wagt, so will ich, eine Frau, es Euch sagen! Euer Wahn ist eine einzige verfaulte Lüge; der Bau Eurer Anklage ist morsch bis zum Grund!«

So sprach die tapfere Paulina. Die Männer standen wie versteinert und starrten auf die Spitzen ihrer vergoldeten Schnabelschuhe, der König aber war aufgesprungen und schrie

